

Erich Behrendt, Marienhafen, 6. Januar 2007
veröffentlicht in: profile, 13, 2007, S. 87f

Jede Innovation ist eine auch eine soziale Innovation

Erst wenn eine Gesellschaft, ein Markt, der Kunde eine Veränderung akzeptiert und anwendet entsteht eine Innovation. In diesem Sinne unterscheidet sich eine Innovation von der neuen Idee, der Erfindung. Erst ihre Umsetzung, ihre Wirkung in das Soziale ist für diesen Begriff prägend. In einem engeren Sinne ist die Vorstellung des „Innovativen“ eng mit dem Begriff des „Fortschritts“ gekoppelt. Nicht jede sozial akzeptierte Veränderung ist somit eine Innovation. An dieser Stelle wird deutlich, wie Paradigmen, Wertvorstellungen im Allgemeinen oder Vorurteile Entscheidungen beeinflussen können, Veränderungen zu initiieren, die sich bewähren oder als Fehlinvestitionen erweisen können.

Somit stellt sich aus Sicht der Gesellschaft weniger die Frage, ob es sich beim Thema um „einen techniklastigen Innovationsmythos“ handelt oder um die „Wettbewerbsrelevanz sozialer Innovationen“. Aus Sicht der Soziologie¹ stellt sich aber durchaus die Frage, wie sie sich in diesem Entwicklungsfeld positionieren will. Und da diese Frage nicht neu ist, ist die Antwort darauf auch schon seit langem gefallen. Der Mainstream der Soziologie hat sich entweder ganz einer Literaturwissenschaft verschrieben in der die Praxis die Theorie ist oder man konstruiert sich Praxiswelten, in denen immer wieder neue Wortschöpfungen und Konzepte je nach Modewelle in immer wieder neuen Forschungsprojekten aufgelegt werden. Fortschritt findet nicht mehr statt, bewährtes Wissen für die Gestaltung von Praxis wird überdeckt und in den Studiengängen unzureichend vermittelt. Eine Reflexion „praktischer Praxis“ in einem pragmatischen Kontext mit wissenschaftlichen Standards – das bleibt einzelnen Professoren und Institutionen wie der Sozialforschungsstelle überlassen.

Das sich die akademische Soziologie damit ins Abseits gedrängt hat, ist mit der Schließung vieler Institute in den letzten Jahren deutlich geworden. Damit soll nicht der Eindruck erweckt werden, dass andere Disziplinen nicht ebenfalls ihre „praktische Bodenhaftung“ schon seit langen Jahren verloren haben. Nur hat die Soziologie kein praktisches Berufsbild, in das hinein sie ausbildet. Im Gegensatz zum Chemiker, Biologen oder gar Ingenieur. In weiten Teilen der Gesellschaft herrscht die falsche Annahme, wesentliche Innovationen wären Ergebnisse des öffentlich finanzierten Hochschulsystems. Schon lange ist ein Chemieprofessor nicht mehr in der Lage in Konkurrenz zur Wirtschaft einen nennenswerten Innovationsbeitrag zu leisten.

Nun stehen alle öffentlich finanzierten Soziologinnen/en vor dem Dilemma, sich zumindest in drei Verwertungssystemen gleichzeitig zu bewegen, wenn sie sich mit der Erforschung und Gestaltung von Innovationen beschäftigen. Zum einen sind es die Entscheider der Praxis, das empirische Feld, die sehr konkrete Ergebnisse und Hilfen in der Umsetzung mit einem einfachen Sprachcode erwarten. Zum zweiten der Auftraggeber – der Finanzier -, der verallgemeinerbare, übertragbare Ergebnisse erwartet, die in seinem politischen Verwertungskontext passen. Und zum dritten die akademische Disziplin, die Fachgesellschaften, die eine Einbindung in den jeweilig aktuellen Theoriediskurs erwarten, mit einem entsprechenden elaborierten Code. Ein Eiertanz, der sich in vielen Texten verdeutlicht, die weder der einen noch der ande-

¹ Man mag mir hier verzeihen, dass ich unter „Soziologie“ alle „Sozialwissenschaften“ vereinnahme. Als Vorsitzender des Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen bin ich da befangen.

ren Zielgruppe gerecht werden. Auch in Publikationen, bei denen man oft nicht versteht, was die Botschaft sein soll und wer der Adressat ist.

Verständlich wird dieses Dilemma öffentlich finanzierter Beratungsforschung auch dadurch, dass zeitlich befristet mit schmalen Budget auf externe Programmvorgaben reagiert werden muss. Die Entwicklung eines eigenen konzeptionellen, sprachlichen Unterbaus leidet, bereits während der Laufzeit steht die Akquisition neuer Projekte auf der Tagesordnung. Auch die eigene Personalentwicklung stellt sich im Gegensatz zur akademischen Soziologie wesentlich kritischer dar: Werden dort die Nachwuchskräfte durch Promotion, Habilitation und Anbindung an Lehrstühle auf ihren Job vorbereitet, so erwartet man auf der anderen Seite gut empirisch und theoretisch ausgebildete Sozialwissenschaftler, die in verschiedenen Kommunikationssystemen publizieren und die Kompetenz eines Beraters aufweisen sollen und nebenbei noch Projekte erfolgreich akquirieren müssen.

An dieser Stelle bedarf es einer offenen Diskussionen und auch Ergebnisse. Was macht den Unterschied zwischen Unternehmensberatern und öffentlich finanzierter Forschungsberatern aus? Wie ist ihr Qualifikationsprofil und ihr Verhältnis zu den relevanten akademischen Disziplinen? Wie kann eine Finanzierung aussehen, die Luft lässt für Personalentwicklung und Transferkommunikation über einzelne Projekte hinaus?

Das übliche Modell akademischer Wissenschaft ist ein Auslaufmodell. Allerdings mit ziemlich langsamer Geschwindigkeit. Die Universität wird zur Massenveranstaltung, BA und MA, Selbstständigkeit der Hochschulen, leistungsorientierte Besoldung, mehr private Mitbewerber usw. setzen einen kontinuierlichen Veränderungsprozess (und hoffentlich Innovationsprozess) in Gang. Die anwendungsorientierte Forschung tut gut daran, die Zeit zu nutzen, sich sprachlich und konzeptionell zumindest für den wissenschaftlichen Diskurs auf alte Qualitäten zu besinnen. Ein Weniger an Publikationen ist dann oft ein Meer an Qualitätsgewinn.

Der Bedarf nach sozialwissenschaftlicher Reflexion von Praxis, die Anwendung von Grundbegriffen, Konzepten der Soziologie ist in den nicht sozialwissenschaftlichen Praxisfeldern sehr groß. Die Wirklichkeit und ihre gezielte Veränderung ist immer interdisziplinär zu begreifen. Beides spricht dafür, sich viel stärker in den Prozess der „Technikinnovation“ einzubinden als ein Gegenmodell „sozialer Innovationen“ zu unterstützen. Und wenn man sich doch einem originärem sozialen Innovationsfeld zuwenden will, warum dann nicht dem öffentlichen Dienst einschließlich seiner Legislative? Ein Bereich, der sowohl intern als auch extern den größten Nachholbedarf für angewandte Sozialforschung hat. Ob E-Government oder Entbürokratisierung, eine sozialwissenschaftliche Debatte zur Arbeit, zur Ausbildung findet kaum statt. Und auch nicht zu den Entscheidungen dieses Systems, die in einem erheblichen Maße die Art und Weise beeinflussen, wie Innovationen in der Gesellschaft (und auch in den Betrieben, am Arbeitsplatz) verlaufen oder eben auch nicht verlaufen. Es wäre interessant herauszufinden, ob der Auftraggeber (die öffentliche Hand) die Stärke besitzt, sich selber auf den Prüfstand zu stellen.

Dem Leser/in wird aufgefallen sein, dass vieles des hier geschriebenen nicht auf den aktuellen wissenschaftlichen Diskurs um den „Innovationsbegriff“ zugeschnitten ist. Zum einen liegt es daran, dass ich diesen kaum kenne, zum anderen ist für mich jede Art von Forschung untrennbar mit „Innovation“ verbunden, entweder indirekt über

Grundlagenforschung oder direkt als anwendungsorientierte (Beratungs-)Forschung).
Und als Praktiker versuche ich direkt auf den Kern zu kommen.

P.S. Auch große Soziologen konnten sich einfach ausdrücken:

„Die sozialen Verhältnisse sind eng verknüpft mit den Produktivkräften. Mit der Erwerbung neuer Produktivkräfte verändern die Menschen ihre Produktionsweise, der Art, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, verändern sie alle ihre gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Handmühle ergibt eine Gesellschaft mit Feudalherren, die Dampfmühle eine Gesellschaft mit industriellen Kapitalisten“.

Karl Marx, MEW, Bd. 4, S. 130